

Christel Dormagen

VON MACHERINNEN UND MITMACHERINNEN

Erfahrungen im *Courage*-Kollektiv

Ich kenne eine Form des Gesprächs, die mich fast immer wieder geradezu süchtig macht. Streng genommen handelt es sich dabei um einen als Dialog getarnten hartgesottenen Monolog: die biographische Ich-erzählung. Eine ihrer eher harmlosen Erscheinungsformen ist die ebenso unbedarfte wie entnervende Variante des Urlaubsberichts. Ein Bekannter, eine Geschäftskollegin oder der nette Nachbar fragen höflich, wie es denn war auf Teneriffa und Co. Und schon ist – wenn man sich nicht strengstens diszipliniert – kein Halten mehr. In begeisterter Ungezügelmheit ergießt sich über die mehr oder weniger geduldigen FragerInnen eine Sturzflut allerschönster Gemeinplätze. Als solche sind sie im ersten Moment allerdings gar nicht zu erkennen, da die sprachliche Armut von einer Fülle emphatischer Ichs und Wirs über-tönt wird, die versprechen, daß da unerhörte Dinge eigenhändig erlebt worden sind: »Stell dir vor, ausgerechnet ich!«

Bedeutende Menschen haben es in dieser Hinsicht gut. Ihr Leben, so habe ich es mir häufig ausgemalt, besteht nur aus außerordentlichen Augenblicken. Denn sie sind es ja, die neue Ordnungen schaffen. Indem sie die Subjekte ihrer privaten Geschichte sind, werden sie gleichzeitig zu Subjekten der allgemeinen Geschichte und ihre Ich-erzählungen zum öffentlichen Besitz. Welch eine doppelte Lust! Während ich über lauter verstreute, historisch unerhebliche Vergangenheitsfragmente verfüge, die ich allenfalls in jenen berauschten monologischen Momenten aus ihrer Zufälligkeit erlöse, indem ich sie einer retrospektiven Kausalität unterordne und mich damit zu ihrer Herrin mache, sind jene gewichtigen Menschen immer schon in jedem Augenblick ihres Lebens Mitbesitzer der öffentlichen Vergangenheit, Beweger von Gegenwart und Planer der Zukunft. Und immer

können sie dabei »ich« sagen: »An diesem Werk war auch ich beteiligt, jetzt arbeite ich gerade an folgendem Problem, demnächst werde ich mich einer ganz neuartigen Frage zuwenden ...« Ach ja, wenn man doch eine historische Persönlichkeit wäre!

Ja, und dann werde ich plötzlich selbst zu einer solchen gemacht, wenn auch – im Weltmaßstab gemessen – zu einer winzig kleinen. Und das kam so. In Berlin-Charlottenburg wird eine Ausstellung vorbereitet, die sich die Frauengeschichte nach 1945 in diesem Stadtteil zum Thema gesetzt hat. Und siehe da, in einer Charlottenburger Straße hatte einige Jahre lang auch ein kleines Unternehmen sein Domizil, das tatsächlich Geschichte gemacht hat, aber, anders als der Name der Straße hätte versprechen können, nun selber auch schon Geschichte ist – das feministische Zeitungskollektiv *Courage* in der Bleibtreustraße.

Zur gewissenhaften Rekonstruktion der Vergangenheit hat eine der Ausstellungsplanerinnen eine ganze Reihe von beteiligten Frauen auffindig gemacht, um sich Geschichte aus erstem Mund erzählen zu lassen. Sie führt Einzelgespräche mit Ehemaligen, und eines Tages sitzt sie dann auch mir gegenüber, ist wahrhaftig schon fast eine Generation jünger als ich und nur mit einem dicken Block ausgestattet, in dem vielleicht schon die Urteile und Erfahrungen meiner Kolleginnen zur vorletzten Ruhe gebettet sind; aus selbstverordneter Nichtneugier frage ich lieber nicht nach.

Aber halt, sind wir denn Kolleginnen, oder vielmehr, waren wir es? Waren wir vielleicht doch eher Kameradinnen, Freundinnen gar oder, mit einem Wort mitten aus dem feministischen Herzvokabular, schlankweg Schwestern? Kurzum: Wie war es damals mit uns Ehemaligen? Anders als eine Schulklasse, die sich nach Jahren voller Bereitschaft zu verklärender Sentimentalität wieder trifft, sind wir keine durch äußere Umstände zu Gemeinsamkeit verpflichtete Zufallsgruppe gewesen, keine Notgemeinschaft. Oder etwa doch?

Immerhin merke ich, wie ich bei meinen weitschweifigen und ungeordneten Antworten auf die offenbar absichtlich sehr allgemein gehaltenen Fragen der Interviewerin immer heißköpfiger spreche. Ganz offensichtlich hat sie viel Zeit und will alles wissen. Sie hat Volkskunde studiert, ist ausgebildete Ethnologin, und ich bin das zu erforschende Volk oder Überbleibsel eines fast ausgestorbenen fremden Stammes. Ihre berufliche Neugier macht mich authentisch im doppelten Sinne: Ich bin Beteiligte an historischen Vorgängen und deren

Augenzeugin, ein Knotenpunkt, in dem sich Öffentliches und Privates verschlingen, eine Frau mit Vergangenheit.

Das macht mich zwar wertvoll, um nicht zu sagen verwertbar, aber indem eben diese meine Vergangenheit für die Ausstellungsmacherin das Interessanteste an mir ist, erscheine ich mir selber auf seltsame Weise überlebt. Ich sitze da als Denkmal meiner selbst, ein leibhaftiger Anachronismus. Und das um so heftiger, je leidenschaftlicher ich von 'damals' erzähle. Das Erzählen gerät mir, ohne daß ich es will, zu einer Art Reisebericht von einem aufregenden Abenteuerurlaub oder, besser, von einer Expedition, vielleicht in eine phantastische Südsee. Dort haben wir 'damals' ein kleines autarkes Reich errichtet, in dem wir gut zwei Dutzend Frauen alle miteinander als ebenso viele Königinnen residierten. So war's doch, oder etwa nicht?

Als der Rederausch vorbei ist – ich habe mich leer erzählt, und die Vergangenheitsforscherin ist gegangen –, versuche ich mich zu besinnen. Die vorgetragenen Sätze enthielten, nach bestem Wissen, nichts Falsches. Und doch hatten sich, so schien mir im nachhinein, die einzelnen wahren Fragmente zu einem falschen Ganzen zusammengefügt. Zum wundersamen Märchen von den Frauen, die ausgezogen waren, das Lebens- und Arbeitsparadies auf Erden zu erschaffen, und – so das befristete Happy-End – denen es eine Zeitlang wahrhaftig glückte.

Dabei war jene Zeit kein Märchen und auch kein Paradies. Warum streikt mein Erinnerungsvermögen, wenn es um die irdischen Anteile der gemeinsamen Arbeit geht? Ich sehe zwar noch Tränenausbrüche vor mir und weiß, wie viele Frauen im Laufe der Jahre das Projekt verlassen haben, aber es will mir kaum gelingen, das feine Geflecht von Ursachen bloßzulegen, in dem nicht nur einzelne Frauen sich unglücklich verfangen, sondern das schließlich das ganze Unternehmen scheitern ließ. Hartnäckig fördert die Erinnerung nur eine vergangene Idylle zutage. Fast so stereotyp, wie es uns mit der eigenen Kindheit ergeht. Angesichts der sprichwörtlich harten Erwachsenenwelt schwimmt sie häufig zu einem lieblichen Genrebild. Die Gegenwart läßt die Vergangenheit fremd, ja kaum noch vorstellbar erscheinen. Ebensowenig scheint es eine Verbindung zwischen der *Courage*-Erfolgsgeschichte von vor fünfzehn Jahren und den Karriere-stories von heute zu geben. Pathetisch und gewiß nicht ganz wahrheitsgetreu gesagt, meinte Erfolg damals für uns, die Öffentlichkeit bzw. erst einmal die Frauen selbst für ihre eigene Sache zu gewinnen,

während Erfolg heute den Bedeutsamkeitsgrad einer einzelnen Person auf einer imaginären Anerkennungsskala beschreibt, die sich aus Geld, Position und medialer Wirksamkeit zusammensetzt: Ich kann nur etwas werden gegen dich und all die andern, nicht mit dir oder mit euch zusammen – wie sehr schön an den Gebrauchsanweisungsbüchern für ein erstklassiges Leben abzulesen ist. »Wie werde ich jemand?« heißen sie heute und nicht mehr: »Wie machen wir etwas?« Das Zeitalter des Hauen und Stechens läuft, und im Nu verklärt sich das Gewesene zur Utopie, zur alten Zeit einer harmonischen Ganzheitlichkeit gemeinsamer Lebensentwürfe.

Solche platten Kontrastierungen fördern allerdings nicht die Erkenntnis, sondern nur die Nostalgie, und sie entlasten das Gedächtnis. Denn leider schließen Hauen und Stechen und die Arbeit in einem Kollektiv einander nicht a priori aus.

Ich fange mit dem scheinbar Einfachsten an, dem Geld. Von mir selber weiß ich, daß mir zu dem Zeitpunkt, da ich mich entschloß, meine studienrätliche Lebenszeitverbeamtung in den Wind zu schießen, um bei der feministischen Zeitung mitzuarbeiten, Geld völlig egal war. Der finanzielle Verlust wurde um ein Vielfaches durch den praktischen und ideellen Gewinn aufgewogen. Mit meinen Lehrerinnenersparnissen gehörte ich vermutlich sogar zu den 'reichsten' Frauen. Die meisten anderen waren Studentinnen, einige hatten ein Studium abgeschlossen, ohne einen Beruf zu beginnen; manche waren auch erwerbslose Ehefrauen. Geld hatten die wenigsten. Und das Bezahlungsmodell für die Kollektivmitglieder schien mir einigermaßen genial. Jeder Frau wurden individuell ihre festen Kosten bezahlt, also Miete, Strom etc.; und darüber hinaus gab es für jede den gleichen mageren Einheitslohn, je nachdem, ob sie eine ganze, halbe oder eine Viertelstelle besetzte. Das entsprach der gemeinsamen Überzeugung, daß alle Arbeiten, die zum Zeitungsmachen gehörten – von Tippen und Bürodienst über Layouten und Aboverwaltung bis zu Texteschreiben und Redaktionsarbeit –, gleich notwendig und gleich wertvoll waren. Bestimmte unerfreulichere Tätigkeiten wie Küchen-, Büro- und Putzdienst wurden ohnehin turnusmäßig umverteilt.

Wir hatten also alle dasselbe Taschengeld, und es standen uns auch erklärtermaßen alle Arbeitsbereiche zur eigenen Erprobung offen. Trotzdem wohnten manche Frauen komfortabler als andere, auch wenn nie eine auf die Idee gekommen wäre, auf Kosten der *Courage* eine teurere Wohnung zu mieten. Trotzdem kamen manche über die

Zeitung auch an mehr Geld. Und das war nicht zufällig so, selbst wenn es nichts mit Privilegien, Hierarchien oder mit Leistungsbewertung zu tun hatte. Die sollten qua kollektiver Organisation von vornherein unter uns ausgeschlossen sein. An dieser Stelle ist eine Abschweifung nötig, die mitten ins Herz der Dinge führt.

Bei allem leidenschaftlichen gemeinsamen Handlungswillen waren in der Bleibtreustraße die unterschiedlichsten Frauen versammelt, die über die fast obligatorische feministische Empörung hinaus noch die merkwürdigsten und vermutlich ihnen selbst verborgenen Beweggründe hatten, sich den Zeitungsmacherinnen anzuschließen. Ich kann da nur für mich sprechen. Das bei meinem Eintritt schon bundesweit vertriebene Monatsblatt bot mir die Möglichkeit, mich über Dinge, die mich beschäftigten, mit anderen auseinanderzusetzen, und das sogar in sichtbarer Form, indem ich schrieb und gedruckt wurde. Nun hatten sich, als ich zur *Courage* kam – das war gut zwei Jahre nach ihrer Gründung (1976) –, schon gewisse subkollektive Strukturen herausgebildet. Sie wurden mir erst allmählich bewußt und waren kaum dingfest zu machen. Denn sie erwuchsen aus Unwägbarkeiten, wie z.B. Antipathien oder Liebesbeziehungen in der Gruppe, oder, um ein in den Endsiebzigern ganz und gar verfemtes Wort zu gebrauchen, aus persönlicher Autorität. Eine Art naturwüchsiges Ordnungsgefüge war entstanden, das sich um Personen und Aufgaben zentrierte. Da gab es z.B. die Frauen, die noch zur Gründerinnen-gruppe gehörten, während andere Frauen der ersten Zeit sich schon längst verabschiedet hatten, als ich anfang, und viele Neue inzwischen dazugekommen waren. Die Gründerinnen hatten nahezu selbstverständlich einen starken Stand im Kollektiv. Im nachhinein denke ich sogar, daß es sich um eine Form der Macht handelte – auch wenn dieser Begriff erst recht tabu war. Eine Macht, die ihnen über ihr Tun, ihre ansteckende Kraft, ihre Tüchtigkeit – heute würde man sagen: ihre Führungsqualität – zugewachsen war, ohne daß sie sich diese Macht gezielt genommen hätten. Niedergelegt in irgendwelchen Statuten war sie ohnehin nicht, juristisch bildete das Unternehmen eine GmbH, der wir beitreten konnten oder nicht.

Für große Teile der feministischen Szene ebenso wie für interessierte Medien waren es – trotz der kollektiven Struktur des Zeitungsunternehmens – dennoch ihre Gründerinnen, die das Blatt insgesamt verkörperten; und drei von ihnen haben übrigens von Anfang bis Ende durchgehalten. Das war, anders als bei dem Eine-Frau-Produkt *Emma* nicht beabsichtigt, hatte aber Folgen für das Binnengleichgewicht des

Kollektivs. Da gab es z.B. die öffentlichen Auftritte. Zur Hoch-Zeit der *Courage* um 1979/80, als wir uns dank steigender Auflage sogar die Gehälter erhöhten, war die Neugier der Medien beträchtlich. Immer wieder wurden wir zu Radio-, Fernseh- oder Podiumsdiskussionen eingeladen. Getreu der Kollektivregel – es gibt kein Alleinvertretungsrecht, alle haben eine Chance, und jede darf dürfen – wurde gemeinsam besprochen, wer wann wo auftritt. Und dann geschah immer wieder etwas Merkwürdiges. Allermeistens ging schließlich doch eine der Gründerinnen auf Projektdarstellungstour. Gar nicht so sehr, weil sie es wollte, sondern weil wir es wollten. Die Kinder finden, Mama könne es am besten, sie habe die meiste Erfahrung, sie versteht zu reden, sie vertritt am entschiedensten unsere politischen Forderungen. Der Auftritt war als kostenlose Werbung einfach zu wichtig, als daß eine Anfängerin ihn womöglich verpatzte. Wer acht Jahre lang die Zeitung macht, weiß und kann einfach mehr als eine, die gerade ein halbes Jahr dabei ist. Auch wenn ein *Courage*-Ziel lautete: Die Schere von Wissen und Nichtwissen zwischen den Frauen soll systematisch verkleinert werden.

Hier nun schließt sich der Kreis der Geld- und auch der Ruhmvermehrung. Viele solcher Auftritte waren mit durchaus ansehnlichen Honoraren verbunden. Die sollten zwar in die gemeinsame Kasse abgeführt werden. Aber irgendwie landeten sie doch in den privaten Portemonnaies. Ich schließe mich da übrigens nicht aus. Es gab ja Sonderbelastungen, womöglich mußte ein Wochenende geopfert werden, und Autofahrten wollten bezahlt sein etc. Das wurde nicht direkt so gesagt und auch selten direkt angegriffen. Die unsichtbaren Machtverhältnisse ordneten derlei stillschweigend.

Es gab aber auch sichtbare Ungleichheiten. Da war z.B. das scheinbar so unschuldige Impressum, jener meist sehr klein gedruckte Kasten in einer Zeitung, der die Namen derer bekannt gibt, die für Gestaltung, Inhalt und Vertrieb zuständig sind. Zu meiner Zeit hatte diese Rubrik in der *Courage* eine Form, die – wie ich langsam herausfand – Ergebnis heftiger Auseinandersetzungen gewesen war. Anders als bei traditionellen Medien wäre der adäquate Ausdruck eines Kollektivs die Auflistung aller und wirklich aller Namen in alphabetischer Reihenfolge gewesen. Denn alle trugen zum Erscheinen der Zeitung das Ihrige bei. Trotzdem hatte sich eine Ausdifferenzierung nach Funktionen durchgesetzt. Das ist allerdings eine unredlich neutrale Formulierung. Denn wie war die Entscheidung wirklich zustande

gekommen, daß obenan die Redaktionsnamen gesondert aufgeführt waren und dann Layout, Abo etc. folgten? Der Wunsch aller Frauen kann es nicht gewesen sein. Ich muß aber zugeben, daß ich es – offenbar recht unbedacht – höchst erhebend fand, daß ich oben zwischen den Redakteurinnen stand. Und am schönsten war immer die Klammer (Endredaktion) hinter dem Namen derjenigen, die das entsprechende Heft verantwortlich betreut hatte.

Nun hat gewiß keine Frau das Impressum gewaltsam durchgedrückt. Zur Entscheidungsfindung hatten wir uns – wie anfangs alle alternativen Projekte – die edle Form des Palavers gewählt. Es wurde so lange hin- und hergeredet, bis alle von einer, der besten Lösung überzeugt waren. Ich weiß nicht, wie sich Klugheit und Gleichberechtigung beim ursprünglichen Palaver entfaltet haben, ich weiß aber als Beteiligte an unzähligen Sitzungen, wie Entscheidungen bei uns zustande kamen. Bei praktischen Fragen war die Sache einfach. Da gaben praktikable oder finanzielle Gesichtspunkte den Ausschlag: Wie bauen wir das Büro um? Kaufen wir ein neues Gerät? Können wir uns einen separaten Lagerraum leisten? Wer besorgt Briefmarken? usw. Die Frage aber: Machen wir ein Heft zum Thema Spiritualismus? war schon schwieriger, weil sie mitten in aufbrechende ideologische Parteiungen führte. Die Ankunft der ersten Vorläufer des New Age in der Frauenbewegung wurde von den 'Politischen' als gefährliche Verführung angesehen. Von der berühmt-berüchtigten Streitfrage: Dürfen linke Anwälte Vergewaltiger verteidigen? ganz zu schweigen. Bei dieser langwierigen Diskussion habe ich übrigens zum ersten Mal sehr deutlich eine unsichtbare Trennlinie wahrgenommen, die uns in zwei Gruppen schied, in die Frauen, die Frauen liebten, und die, die – noch – mit Männern umgingen. Die Lesben waren fast a priori gegen eine linke Verteidigung, die sie für blanke Männerkumpanei hielten. Und es war nicht zuletzt dieser harte Konflikt, der einige 'männeridentifizierte Frauen' – so das damalige Etikett – veranlaßte, irgendwann in Trauer oder Trotz zu gehen.

Unterhalb solcher ideologischer Zentralthemen – und dazu gehörten auch der Hausfrauenlohn, die Hurenbewegung oder der lesbische Sodomasochismus – lagen all die vielen unscheinbaren Schwierigkeiten. Da verlief der Klärungsprozeß wiederum sehr merkwürdig. Heute glaube ich, es war oft gar nicht der Inhalt der Worte zum jeweiligen Gegenstand, der den Ausschlag gab, sondern eine Art wortloses Kräftespiel, ein Theater der Charaktere. Wir waren halt doch keine Versammlung von ausschließlich Königinnen. Es gab,

ganz gegen die Männerredensart, beides, Häuptlinge und Indianer. Selbstverständlich war keine dazu ernannt oder gezwungen worden. Wir bewegten uns vielmehr in einer Art Magnetfeld, in dem wir uns aus eigener Kraft bzw. Schwäche zu unsichtbaren, aber wirksamen Konstellationen formierten.

Die sogenannte Titelbilddiskussion ist ein im doppelten Sinne anschauliches Beispiel dafür. Jedes Heft zerfiel in einen allgemeinen und einen Thementeil. Das farbige Titelbild sollte jeweils eine visuelle Umsetzung des entsprechenden Themas bieten. Die Layoutfrauen entwarfen mehrere grafische Vorschläge, und gemeinsam entschieden dann alle Frauen, welches der geeignete war. Meist hatten die Layouterinnen einen heimlichen Favoriten, und immer wieder ereignete sich im Verlauf des Beratschlagens fast unmerklich eine Gewichtsverlagerung. Die Bilder waren erstmal stumm, sie mußten also zum Sprechen gebracht werden. Das deutende Wortemachen war aber eher Sache der Redaktion. Und so kam es, daß – um es eigentlich widersinnig zu formulieren – nicht die stärksten Bilder, sondern die stärksten Worte gewählt wurden. Ich spürte häufig an mir selbst, wie meine Überzeugungen am Faden fremder rhetorischer Power zappelten.

Da waren also die eher beredten und die eher schweigend handelnden Frauen; und da waren die Bewegerinnen und die Dienerinnen. Und ich wage die Vermutung, daß die jeweilige Position zumindest in normalen Ruhezeiten von jeder Frau selbst gewählt war. Manche mochten lieber geführt werden, und manche wollten lieber führen, oder, um es weniger provokativ zu sagen, manche wollten mitmachen, andere wollten machen. Und so konnten bei Streitfragen gelegentlich das Minenspiel, der Tonfall, eine kleine Geste aus der Macherinnenecke die Richtung für eine Entscheidung weisen. Fast ohne sich dessen bewußt zu werden, deuteten manche das Signal, das keines war, und neigten selber der dort favorisierten Lösung zu.

Das klingt – aus der etwas mißlichen Distanz eines geglätteten Wohlgefallens – verdächtig nach Ameisenstaat- oder Bienenvolkorganisation und verschleiert all die bitterlichen und grundsätzlich unlösbaren Entscheidungskonflikte. Denn selbstverständlich wird keine aus purer selbstbestimmter Lust zur Dienerin oder Folgerin. Es ist eher die Stärke der anderen Frau, gegen die ich mich – notgedrungen, konflikt scheu, harmoniesüchtig, meinungsunlustig oder schlicht nur bequem – als schwach definiere. Doch es gilt auch umgekehrt: Meine Unentschiedenheit, mein spielerischer Unernst, meine Handlungsscheu

fordern die andere zu Tatkraft und Richtlinien heraus. Das haben wir damals natürlich nie beredet. So etwas wie natürliche oder naturwüchsige Macht oder Führungsqualität durfte und konnte es nicht geben. Statt dessen arbeitete sich jede Frau, die frisch das unsichtbare Magnetfeld betrat, wieder von neuem an den unausgewiesenen 'Führerinnen' ab, verzehrte sich nach deren Lob, beugte sich beschämt ihrer Kritik, fand schließlich ihren Platz oder ging – wie gesagt, trotzig, heulend oder wütend. Und die 'Führerinnen' ihrerseits litten jedesmal von neuem an der Rolle, die ihnen, wie sie beklagten, ungerechterweise zugeschoben wurde. Wieso sollten immer sie an allem Unglück schuld sein. Sie hatten doch nichts Widerrechtliches oder Usurpatorisches getan. Trotzdem kristallisierte sich fast jeder Konflikt an ihnen.

Das konnte ich u.a. den sagenhaften 'Konfliktordnern' entnehmen. Gerade in der Gründungsphase der Zeitung hatten begrifflicherweise die allerschärfsten Auseinandersetzungen stattgefunden und waren in aller getreuen Ordentlichkeit seiten- und sitzungsweise protokolliert und abgeheftet worden. Diese Ordner standen, für uns alle erreichbar, im Regal, und jede neue Frau stürzte sich bei ersten Anzeichen von Unwohlsein heimlich darauf, um nachzulesen, ob sich Parallelen zu ihrer Irritation oder Wut finden ließen. In der ebenso heimlichen mündlichen Überlieferung, die höchst konspirativ jeweils in der Küche stattfand, hieß es zu solchen vergangenen Trauerfällen, da seien Frauen 'rausgeekelt' worden. Es hatte irgendwie eine Meinung, ein Auftreten, eine Neigung, eine Parteinahme 'nicht gepaßt'. Und das Magnetfeld hatte die zu Starken, die Verrückten, die Solistinnen, die Unberechenbaren abgestoßen.

Vielleicht läßt sich ein Großteil derartiger Projektkonflikte tatsächlich kaum anders als mit solch vagen Begriffen aus der Kindersprache beschreiben. Die in allerbesten Absicht gewählte kollektive Organisation ohne ausdrückliche Substrukturen und Kompetenzzuweisungen ließ womöglich nur unordentliche, gewaltsame Explosionen zu. Die fehlende formelle Strukturierung – so hieß diese damalige Errungenschaft wohl heute – hat uns den Druck zu freier Gemeinsamkeit nicht immer aushalten lassen. Das war die Kehrseite des unschätzbaren Vergnügens, persönliche Neigungen mit öffentlichem Handeln zu verbinden und darüber hinaus gesinnungsmäßig auf der richtigen Seite zu stehen. Wir waren gewissermaßen Lust-Profis.

Ich weiß allerdings, daß manch andere ehemalige *Courage*-Frau nachträglich sehr viel entschiedener und schärfer urteilt, weil sie

unter dem Druck jenes subtilen Machtgefüges stärker gelitten hat. Mir dagegen war ein doppeltes Privileg zugefallen. Ich war eine Kulturfrau, d.h., ich beeinflusste oder störte die politische Linie nicht besonders, war aber auch weniger zu Parteinahme verpflichtet. Und ich war sofort Mitglied der Redaktion geworden, weil ich nach ihrer Überzeugung Artikel gut bearbeiten und auch selber schreiben konnte. Damit hatte ich eine Hürde übersprungen. Das schöne Prinzip der Durchlässigkeit sollte es zwar jeder Frau ermöglichen, nicht nur alle erforderlichen Tätigkeiten zu erlernen, sondern vor allem auch selber Artikel zu schreiben. Und dieses Prinzip wurde auch praktiziert. Ich habe es in der Anfangszeit jedenfalls bewundert, mit welcher bereitwilliger Geduld die Eingeweihten einer Neuen ihr Wissen und ihre Kenntnisse weitergaben und auch beim Schreiben Ermutigungshilfe leisteten. Dennoch war der Weg vom Setzen zum eigenen Satz oder von der Finanzverwaltung zum Schreiben ein mühsamer und sicherlich, trotz der Kollektivstruktur, kein horizontaler. Er verlief vielmehr von unten nach oben. Denn ich bin mir ziemlich sicher, daß nicht nur wir schreibsüchtigen Redaktionsfrauen uns schlechten Gewissens für die bevorzugten Königinnen hielten, auch wenn nicht jede Frau unbedingt gedruckt werden wollte. Aber daß niemand auf die Idee kam, ein Artikel brauche keinen Namen, sondern nur einen Inhalt – so wie einige Untergrundblätter es damals hielten –, allein diese Tatsache bestätigte die heimliche Hierarchie. Und natürlich ist es ein ganz anderes Vergnügen, von oben nach unten zu lernen, so wie ich. Für mich war es aufregend, nicht nur am Redaktionstisch zu sitzen, sondern gelegentlich am Lichttisch im Layoutraum auch Artikel einzukleben. Und ebenso hochbefriedigend fand ich es, in einem Kurs das Setzen zu lernen, weil ich nun in Marxscher Vollkommenheit mein Produkt nicht nur erdenken und niederschreiben, sondern dazu noch setzen und womöglich auf Seitenbögen kleben konnte. Karriere und Selbstverwirklichung kamen da wunderschön zur Deckung; das Wort Karriere existierte allerdings für uns nicht, und Selbstverwirklichung als Programm habe ich schon gar nicht gemocht. Ich war einfach nur ziemlich glücklich bei meiner Arbeit.

Ohne Zweifel bildete die Redaktionsgruppe den Kern des Kollektivs. Das stand – zumal bei Zwistigkeiten – für alle Frauen fest. Und meine nachhaltigsten Erfahrungen stammen aus dieser Zusammenarbeit. So ist mir der Tag, als ich meinen ersten Artikel vorzustellen hatte, noch gut im Gedächtnis. Damit der Inhalt jeden Heftes auch wirklich ein

gemeinsames Werk werden konnte, dachten wir uns nicht nur im wechselseitigen Gedankenballspiel die zukünftigen Themen aus, sondern es wurden alle Manuskripte von allen gelesen, und zwar – das war das Besondere – lasen wir einander die eingeschickten und auch die selbstverfaßten Texte laut vor. Jede Frau hatte Kopien vor sich liegen, und eine trug vor. In gemeinsamer Diskussion wurde dann entschieden, welche wir drucken wollten. So lustvoll und anregend das Besprechen fremder Texte war, so heikel erwies sich meist das Vorlesen eigener. Ein wenig erinnerte mich die Situation doch noch an vergangene Universitätsseminare, in denen mir in Vor-68er-Zeiten beim Referatvortrag buchstäblich die Luft zum Atmen weggeblieben war. Zwar fand ich es erstmal unendlich erleichternd, daß die notorischen Besserwisser und Vielredner fehlten, daß ich mich also nicht schon qua Geschlecht zu Stummheit verdonnert glaubte. Trotzdem saßen auch unter uns sozusagen Rollenmänner. Ich gehörte nicht zu ihnen und wartete deshalb mit Herzklopfen, gesenktem Kopf und schon wieder halb außer Atem auf ein erstes Zeichen aus der richtigen Richtung, das als Ja oder Nein zu deuten wäre. Daß ich ausgerechnet eine Besprechung der *Franziska Linkerhand* von Brigitte Reimann vorgelesen hatte, jenes wunderschönen Romans einer unbotmäßigen Frau, machte mir meine feministische Unzulänglichkeit nur um so deutlicher.

Die Männer in Anführungszeichen waren naturgemäß die strenger politischen Frauen, die z.T. auch aus linken Gruppen kamen, eine hervorragende rhetorische und strategische Ausbildung mitbrachten und wußten, mit welchen Mitteln sich Entscheidungen und auch Öffentlichkeit herstellen lassen. Die im engeren Sinne politischen Diskussionen waren denn auch schärfer als die kulturellen, vielleicht aber auch weniger eitel. Denn es ging eher um Handlungsanweisungen als um Urteile und Meinungen. Allerdings galt die klassische Trennung zwischen Politik und Kultur eigentlich als aufgehoben, ein schöner Text sollte immer auch ein richtiger Text sein und umgekehrt. In welchem Maße tatsächlich Politik, Kultur und Privatheit miteinander verschlungen waren, bekam ich in einem Fall besonders lebhaft zu spüren.

Eine offen lesbische Filmregisseurin hatte ihren ersten programmatisch lesbischen Film gedreht. Natürlich kannte sich die lesbisch-feministische Szene untereinander. Und natürlich erwartete die Filmemacherin eine lobende Besprechung in jener Zeitung, die am ehesten dafür in Frage kam. Nun waren aber die Frauen unter uns, die

sich wegen ihrer sexuellen Neigung am kompetentesten zum Film hätten äußern können, auffallend zurückhaltend. Eine Rezension aber mußte sein. Also wurde ich vorgeschickt und machte mich altmodisch kulturästhetisch ans Werk. Der Film schien mir mißlungen; und auf allervorsichtigste Weise versuchte ich das in einem Artikel zu begründen. Er wurde dann auch gedruckt und löste – weniger bei den *Courage*-Frauen selbst als in der übrigen lesbischen Szene – wütendste Empörung aus. Was die Zeitung gemacht hatte, war glatter Verrat an den Frauen. Es gab Berge von Briefen, und schließlich wurde ich vor eine Art Tribunal geladen. In einem Berliner Frauencafé sollte ich Rede und Antwort stehen. Mir war äußerst unwohl, einer derartigen Auseinandersetzung, die nicht hübsch distanziert auf bedrucktem Papier stattfand, sah ich mich nicht gewachsen.

Und da war es meine 'Familie', die helfend einsprang. Einige andere Zeitungsfrauen gaben mir persönlichen und argumentativen Geleitschutz, so daß ich die Sitzung halbwegs heil überstand. Es war verrückt, daß mir ausgerechnet bei dieser unpassenden Gelegenheit deutlich wurde, daß wir gemeinsam stark waren. Daran hatten die Erfinderinnen des Bewegungsslogans selbstverständlich nicht gedacht. Und dennoch stellten die Grenzen unseres Zeitungskollektivs eine erste Scheidelinie zwischen innen und außen dar. Innen bildeten wir eine Phalanx gegen linke Verräterinnen und rechte Dummbutel, gegen die *Emma*- und die damals gerade entstehende *taz*-Konkurrenz. Innen fanden wir Geborgenheit, einen sicheren Hort gegen das allgemeine Außen der Männer- und Warenwelt. Innen waren wir geschützt vor allzu heftigem Versagen, vor bössartiger Kritik, vor aggressiver Konkurrenz. Innen gab es Hilfe bei seelischem Unglück und praktischer Not. Innen spielten Schönheit und Jugend nicht die erdrückende Rolle wie draußen. Innen trauten wir einander viel zu. Und als Mitglieder dieser Binnenwelt waren wir sogar wer – auch draußen. Die *Courage* als Institution verlieh uns Macht, ihre Aura schenkte uns zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt auch Ansehen; und draußen waren reale Hoffnungen mit unserer Existenz verbunden.

Immer wenn ich die *Courage*-Zeit schildern soll, will ich von dieser schützenden und stärkenden Provinz erzählen, in der uns nicht nur unsere Lust bezahlt wurde, sondern von wo aus wir auch Einfluß auf die Wirklichkeit draußen ausübten. Daß sich die Welt nicht einfach so trostvoll aufteilen ließ – selbst damals nicht –, steht außer Frage. Von den Spannungen der Binnenwelt war ein wenig schon die Rede; und

auch draußen bewegten sich die Frauen. Und sie bewegten sich im Laufe der Zeit immer weiter auseinander, fanden sich in einzelnen neuen Projekten und Interessengruppen zusammen. Manche standen einander irgendwann im Weg, andere kämpften sogar gegeneinander. Diese Ausdifferenzierungen seien hier ausgespart. Sie hatten aber in vieler Hinsicht Rückwirkung auf die Zeitung und die Frauen, die sie machten. Das Bollwerk, die Familienheimat, wurde erschüttert. Frauen fanden sich von uns nicht mehr vertreten, die Abozahlen sanken. Es entstanden andere Orte des gedruckten Zuspruchs. Und – Biographien stehen nicht still. Draußen nicht und drinnen nicht.

Ich werde nicht vom Untergang der Zeitung berichten, da ich zu der Zeit nicht mehr dazugehörte. Ohne Krach und Tränen war ich ein Jahr vorher ausgeschieden und weiß daher nur aus zweiter Hand, daß die Katastrophe schrecklich war, nicht nur in der Sache, sondern auch insofern, als sie bitterste Verletzungen und Feindschaften fast fürs Leben schuf. Und natürlich ging es am Schluß ums elende Geld, um die GmbH und persönliche Haftung und darum, wer sich gut vorbereitet davonmachte zu neuen Aufgaben und wer tapfer bis zuletzt aushielt und den Schutt wegräumte. Der Niedergang hatte das Kollektiv wieder in lauter Einzelpersonen auseinandergesprengt, in Kämpferinnen und Leidende. Manche trauerten um den Heimatverlust, andere atmeten erleichtert auf. Draußen wartete eine neue Welt. Die Wege gingen schnell auseinander, wir waren zwischen fünfundzwanzig und fünfundvierzig Jahre alt, und wir mußten nun alle eigenhändig und eigenköpfig Geld zum Weiterleben aufturn, jede für sich.

Und noch wieder ein paar Jahre später waren wir dann doch zu einer Art Klassengemeinschaft geworden. Nicht alle gehörten dazu. Einige hatten sich sehr entschieden zurückgezogen, andere waren nicht erwünscht, mit den 'Chefinnen' tat manche sich schwer. Den Rest, die Übriggebliebenen, verband nun nicht mehr so sehr die Zukunft aller Frauen als vielmehr die Vergangenheit von uns je konkreten Frauen, nicht die gemeinsame Arbeit, sondern die Wehmut. Und wie beim Klassentreffen fragten wir einander: »Was machst du jetzt, und was ist aus jener Frau geworden?«

Das Auseinandertreiben hatte die Unterschiede zwischen uns wieder deutlicher gemacht. Manche verdienen ziemlich viel Geld, andere schlängeln sich weiter so durch. Einige Freundschaften haben sich erhalten. Ein paar Frauen sind ganz verschwunden, und manchmal fällt mir nicht einmal ihr Name mehr ein. Diese und jene haben es in einem anderen Frauenprojekt versucht; eine ganze Reihe von Frauen

hat weiter journalistisch gearbeitet, auch bei Rundfunk oder Fernsehen. Eine ist in die SPD eingetreten, drei oder vier haben geheiratet, sind sogar Mütter geworden. Es gibt eine Computerfachfrau, eine Managerin für jüdische Klezمامusik, eine Kulturreferentin beim Bezirksamt, eine Naturkostumschülerin, eine bezahlte Frauenforscherin. Eine ist Bibliothekarin geworden, und eine verkauft Kindersachen. Zwei Frauen verdienen ihr Geld als Fotografinnen, eine ist jetzt auch hauptberuflich Malerin. Es gibt eine Astrologin und eine Yogalehrerin. Aber es gibt, glaube ich, keine Renegatin, keine, die ihrer Parteilichkeit für Frauen inzwischen abgeschworen hat, auch wenn wir einander manchmal lachend gestehen: »Frauenthemen kann ich nicht mehr hören.«

Und ich – ich versuche mich auftragsgemäß und korrekt zu erinnern. Das ist eine mühsame, sehr rückwärtsgewandte Beschäftigung und eine schönfärberische dazu. Gerade die dunklen Seiten unserer gemeinsamen Arbeit, die so leidenschaftlich in die Zukunft strebte, wollen gerne dunkle Stellen im Gedächtnis bleiben. Sie stören den schönen, immer noch ein wenig verliebten Ichmonolog. Vielleicht aber ist mein sehr sonniges Vergangenheitsbild im Kopf nicht nur Ausdruck einer Verdrängung oder eines resignierten Stillstands, sondern auch Zeichen dafür, daß das, was wir damals gesät haben und was uns befruchtet hat, noch nicht abgeerntet und verbraucht ist.